



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Briefe, die neueste Litteratur betreffend

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1883?]

Einundvierzigster Brief. Ueber des Herrn Dusch Schilderungen aus dem
Reiche der Natur und der Sitten

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65545](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65545)

„Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.“

XXI. Den 24. Mai 1759.

Einundvierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch, eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweiten und dritten Teile derselben nichts zu sagen für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Skribenten bekömmt man die Antworten immer zu halben Duzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln, und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen, wo man will, man findet an einem Orte so viel Zusammenhang wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang als — im Kalender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkung mitteilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden sein wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Einteilung des Werks überhaupt nichts erinnern haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein großer Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen: er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Einteilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern ebenso unterschieden als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Szenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Szenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Skribent, sie uns lieber in diesem als in einem andern zu zeigen?

Ich table hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet, und was sagt Pope dazu? „Diese ängstliche Einteilung seiner Schäfergedichte in Monate hat ihn gezwungen, die nämliche Beschreibung entweder in drei Monaten nach einander mit veränderten Worten zu wiederholen oder, wenn sie das erste Mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen; woher es denn kommt, daß einige von seinen Eklogen (als zum Exempel die sechste, achte und zehnte) sich durch nichts als ihre Titel unterscheiden. Und wie kann es anders sein, da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine jede Jahreszeit, also auch einen jeden Monat mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen könnte?“*) — Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Uebersetzer von Popen's sämtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen.***) Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Ekel, mutatis mutandis heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht! —

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszusprechen; er, der andere mit der allernunlaublichsten Freiheit

*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

**) Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit, eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweiten, dritten und viertenmale gegen unsere Kritik seiner Uebersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweitenmale in dem Altonaer Reichspostreuter; zum drittenmale in gewissen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweiten Bande seiner Uebersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem Reichspostreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darin einige kleine Nachlässigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden wert geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beiden Stücken, der Vorrede nämlich und der Abhandlung von der Schäferpoesie, seinen Vorrat (von Fehlern) aufzuweisen.“ — Wir haben uns zwar nie eines Vorrates von Fehlern eben in diesen beiden Stücken gerühmt, aber demungeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen, ob Ill. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas Bessern brauchen können. Dem Dejer unterdessen doch einen kleinen Vorjchmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführt worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersezt er The scrupulous division for three months together durch für drei Monate zusammen zu wiederholen. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together ebensowohl nach einander als zusammen heißen kann? (Einschaltung des Herausgebers D.)

auschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt! Ich kenne leicht keinen Skribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennet mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskieren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lektüre zu wiederholen, als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bei solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Teile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bei seiner Neuheit durch und habe, was ich damals dabei gedacht, wieder vergessen. So viel weiß ich nur noch: ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drei Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nämlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst und seine große Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit größerer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur“ (sagt Herr Dusch auf der 280sten Seite), „in den Geschlechtern der Tiere, von dem Hunde bis zum Elefanten; in den gefiederten Scharen von der Vogelfliege bis zum wütenden Strauß; in den Insekten, die zu betrachten ein Merian die neue Welt besuchet“ &c. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu, und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian,“ heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Maler, reisete, bloß aus der Begierde, die Schönheiten der Insekten zu betrachten, nach Surinam.“ — Schade, daß ich den bekannten Maler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernsthaften Absicht, als die bloße Schönheit der Insekten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz, hier steht Radmus, wo Semele stehen sollte.

Ich komme also zum dritten Teile. Und dieser dritte Teil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gegen seinen ersten Teil gemacht worden, gegründet gefunden und sich entschlossen, ihnen genugzuthun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden sein! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt, seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher, und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man

bei ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.: „Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgefetzt hat, einen Irrtum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!*) Wie schwachhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgefetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut geraten ihm seine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beide, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündflut schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schließen, zugleich sollte in einem Seufzer unser Atem entfliehen!“ **) Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen demungeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge, nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat, einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris und ein einäugiger Liebhaber sind freilich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein wichtiger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!
Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.: „Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entgegenzusetzen und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Aehren der Felder.“ ***) Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezo- gen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ungefähr weiß, in welchem Monat die Ernte fällt.

*) Seite 291.

**) Seite 241.

***) Seite 66.

— Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche (Aequinoctium autumnale) geben und sagt: „Iho wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis.“ *) Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis? Der Skribent muß träumen. Geschieht es denn nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsternis teilet? Ich denke, es geschiehet immer, die Sonne mag stehen, wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht, und sie teilet sie also immer in Licht und Finsternis. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

*Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.**)*

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne teilet den Erdkreis in Licht und Finsternis übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis, sondern soviel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsternis geteilet ist, wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir notwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Duschs seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt:***)

*Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat coelo, et medium sol igneus orbem
Hauserat.*

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht, es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus *medium orbem* durch *medium mundum*

*) Seite 112.

***) Georg. lib. I. v. 209.

***) Georg. lib. IV. v. 425.

auslegt; allein ich weiß auch, daß die profaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweierlei auf einmal bewiesen, nämlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomene in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weiß.

Aber noch ein ander Beispiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen herauszubringen ist, machen muß! — An einem Orte seines Septembers sagt er: „Uebung entwickelt die verborgnen Kräfte der Seele wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. Durch sie gestärkt, mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf seiner Bahn und mißt die Weite von einer Sonne zur andern“ 2c. *) — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prahlerei danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bei dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Huygenius und noch in unsern Zeiten Bradley wahrscheinliche ohngefähre Berechnungen von dem Abstände der Fixsterne von unserer Erde und folglich zugleich von der Sonne gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch, ei, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kalbelesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern: wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beinahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Kometen mißt, nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre.

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. Mai 1759.

Fortsetzung des einundvierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch geraten, seine Gemälde öfter mit Fiktionen zu unterbrechen. Und sehen Sie, auch diesen Rat hat der gutherzige Skribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet, und er versichert, es würde ihm angenehm sein, wenn sie gefallen könnten.

*) Seite 64.

Lassen Sie mich wundershalber eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Oktobers steht. Brägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben,“ war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt! — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden! Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt.“ — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegenkehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche und malten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen. Alle Teile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammengesetzt; und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Teil aufhörte oder der andere anfing. Kein nötiges Glied wurde hier vermisst, und keine Zierat war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfachheit herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen.“ — Das nenn' ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüssige Zierat hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfachheit herrscht: nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl acht und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf: „Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen.“ Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere um die edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer und sagt ihm, daß dieses großes Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbiethet sich ihm zum Führer, und nach ver-

schiedenen vorläufigen Erinnerungen treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend oder mit einander in Unterredung begriffen erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Kollegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen und unterreden sich zum Teil ganz leise, zum Teil durch Rätsel. — Ihre Lehre war nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt übergeblieben.“ — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein paar Zitationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournets *Archaeolog. philos.* in der Amsterdamer Ausgabe seiner Theorie der Erde, Keimmanns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit und andern zusammensuchen.“ Vortrefflich! Man muß sie aus denen zusammensuchen, die sie zusammengesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet *Archaeologias philosophicas* geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein beßrer Haufe,“ fährt der Genius fort, „ist der, den du dort in griechischer Kleidung siehst.“ Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjunktus der philosophischen Fakultät so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Sekten und einzeln Weltweisen daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Kompendio einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertigt. Er spricht sein Lächerlich! und sogleich erblickt man anstatt eines ehrwürdigen Philosophen einen dummen Jungen. Z. B. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnisvolle Lehre, die lächerlichste unter allen.“*) Oder vom Aristoteles: „ebenso lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an.“**) (Oder an einem andern Orte vom Epikur: „Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.“***) — O mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen. Und sagen Sie mir, was

*) Seite 179.

**) Seite 180.

***) Seite 274.

wollen Sie dem guten Herrn Dusch weis machen, wenn Sie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offenbarsten Irrtümer gewinnen noch einmal Beifall, und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrtum des Chrysippus oder des Epikurus in eine neuere bessere Tracht.“ Was Sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ohngefähr erraten. Aber der alte Irrtum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beide eben dasselbe, oder jeder etwas anders? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E., er lebte in der LXX Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger, so wie ihn Herr Dusch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntnis der Natur bemühten und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreffliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht und groß genug ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen geboren zu haben und in seinem Schoß die erste Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen“ 2c. *) — Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet, so sagt er zweimal. Denn, wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen größern Fehler aber macht Herr Dusch mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt: **) „Von diesem Zeitpunkte der Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:

„Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.“

*) Seite 188.

**) Seite 187.

Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügelu
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock' und Newton ersetzt, was noch gebriecht,
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.“

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist! Wenigstens billiget er sie hier, und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrochen lassen! —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig, in den seltsamsten Naritätenkasten zu gucken! „Zwei mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer“ 2c. Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herumliefen. Und auch sogar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht wert war, auf die Nachwelt gebracht zu werden, der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf; wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!“ — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; icht geht die Sonne daran auf und icht unter; icht scheinen die Sterne, icht verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen 2c.: das sind die innern Dekorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Wiß und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröffneten zween mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. ‚Merke auf,‘ sagte mein Führer zu mir, ‚und betrachte!“ — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was gibt es denn nun zu betrachten? Da repräsentieren sich: „entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken:

Erdaten, Mineralien, Steine, Metalle" 2c. Und abermals repräsentieret sich: „die schönste Gegend, ein ebenes Thal, mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt.“ Und abermals repräsentieret sich: „eine unzählbare Menge von Stauden.“ Und abermals repräsentieren sich: „teils Pflanzen, teils lebendige Geschöpfe.“ Und abermals repräsentieren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das ganze Tierreich repräsentieren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Tierreichs soll daher Ihnen selbst überlassen sein!“

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil „eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, an den Altar tritt und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt.“ — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kommt noch eine Gestalt dazu, „schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Schrohr, in der andern das Bleimaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius ein vollgeschriebenes Buch.“ Diese dreie warfen sich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefalteten Händen niederkniete. — Hier endlich thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem ekeln Kollegio für beide schickt, vermutlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind diese, die hier anbeten?“ — „Jene blühende Gestalt,“ sagt der Genius, „ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch der Natur vor, und beide führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert.“ Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen erklang. — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nicht Neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmieds Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Der Beschluß künftig.

XXIV. Den 14. Junius 1759.

Beschluß des einundvierzigsten Briefes.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiktion gedenken, als diesen Traum des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sei. — Wie könnten Sie zwar das argwohnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieses Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern lassen, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht eben so elend ist als der Traum, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September*) die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beispiel einprägen. Lesen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alcest seine Hütte am Strande der See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den Himmel aus, der ihn gesandt hatte! ‚Welch ein elendes Leben,‘ rief er zu den Felsen, ‚ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brot erwerben, das meine Notdurst fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen schlagen und von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer für meinen Tisch holen. Und dennoch, o Himmel, sendest du Stürme, die meine arme Hütte niederreißen? Soll ich denn den Ungewittern und Regen, soll ich, allen Beleidigungen des ungütigen Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle Wesen wieder vergnügt? Der Vogel schläft unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und in warmen Gebüsch, und der Wurm findet im Schoße der Erde eine sichere Ruhestätte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.“

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf sich voll Unmut und müde seines Lebens Alcest auf einen moosigten Felsen nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öffnete erst seine schweren Augenlider. Traurig stand er von seinem harten Lager auf und wandte seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zusammen, und sein Rahm

*) Seite 93.

stand zerschlagen auf dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen, und neue Klagen stürzten von seinen Lippen. Verzweifelnd stieg er die Klippe hinunter und wanderte zu seinem Rachen. Aber der Rachen war zertrümmert und seine Hütte darneben ein Steinhaufen. Von wütender Verzweiflung getrieben, eilte er ans Meer, entschlossen, sein Leben zu endigen und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen, das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. „Nimm auch mein Leben,“ rief er, „nimm dieses elende Leben, Schicksal, das ich nicht mehr erhalten kann!“ Jetzt will er sich in die Wellen stürzen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer übersah, fiel ihm ein Schiff ins Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Masten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und der Kiel stak in einer Sandbank. Jetzt vergaß er seinen Entschluß, zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße. Was für Schätze fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der seinen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben hatte. Wie vergaß er, zu seufzen, und nannte das Ungewitter ein Mittel seines Glücks und den Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm gesandt hatte! Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, und eben der Sturm, den er verwünschte, bereicherte ihn.“

Welch ein abscheuliches Beispiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer, und doch spricht dieser elende Fischer natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen, er holt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr sein! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen; er klagt, er murret, er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich ersäufe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlafen; er wirft sich auf einen moosigten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß, dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schief kurz zuvor, ehe er sich umbringen wollte, eben so fest, aber nicht eben so lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öffnet erst seine schweren Augenlider! Anstatt aber, daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wütend, als er gestern war. Bei ihm hieß es nicht: *la nuit porte avis*. Er ist fest entschlossen, sein Leben zu enden — Und nun geben Sie acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll oder nicht, er ist das größte menschliche Ungeheuer, das je gewesen oder erdichtet worden! Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bei ihm wirken müssen, wenn

ihm Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das sein, von dem es in einem solchen Falle heißen kann: „er vergaß seinen Entschluß, zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung besflügelten seine Füße.“ Herr Dusch fragt an einem andern Orte: *) „Um mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen andern an der seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger als der meinige; ein so schrecklicher Gedanke, der in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können?“ — Doch diese bessern Gesinnungen im November konnte Herr Dusch freilich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beispiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaßen den allgemeinen trostreichen Satz: daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nämlich, daß das Unglück vieler oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr, wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte ihn auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beikam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beispiel liest, nicht eben so wohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe teilhaben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben, wovon er will. Er fängt aber lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feierlich zu protestieren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Dusch halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden sein, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und, ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beiden etwas und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Dekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens

*) Seite 221.

in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen als die Ausschweifung über die Gewalt der Mode, im Oktober. *) Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt, hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satirischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nötig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen dummen Göttin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten, und der Irrtum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich so sehr in Bilder verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Geschmack habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt mit einer gleichen Bewunderung ein elendes Geschmiere und das Meisterstücke eines van Dyk an. Was machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? Ach, grausamer Lorraine, fünf deiner verbliebenen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt an ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen kostbaren Ring, seine weiße Hand und seine reiche Weste an! Mit ihm schwärmet die Schöne von Büchern, vom Schauplatz oder vom Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen erlaubet sie an ihrem werten Nachttische zu sitzen. — Es ist leichter, ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen oder ein sinkendes Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sei, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen, Zeit, zu spielen oder zu beten, zu glauben oder sich zu kleiden, zu lachen oder zu trauern: alles bestimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephise die Herrschaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefalteten Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente zu sich: „In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehen; sechs Tage gebietet die Mode.“

„Eine Rätin und keine Karosse, und keine Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füße zum Gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark sein!“ sagte die

*) Seite 159.

junge Narcisse zu ihrem Gemahl. — „Aber wie?“ versetzte er, „bedenken Sie doch! Eine Karosse und Bediente! Ich müßte als ein Betrüger zu Grunde gehen.“ — „Und wollten Sie sich noch bedenken, wenn es die Mode so will?“ — G.

XXV. Den 21. Junius 1759.

Dreiundvierzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen, und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten. *) Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klassischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Lessing. **)

„Friedrich von Logau,“ sagen sie in ihrer Vorrede, „ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opißischen Dichtern zu halten, und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird. Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegenzustellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.“

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen John näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus unter dem Titel: Anweisung und Exempel mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen. Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt.

*) S. den 36sten Brief (oben S. 82 ff.).

**) Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. C. Lessing. Leipzig 1759. In der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.